

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Stefan Murr
Ein Toter stoppt den 6 Uhr 10
Kriminalroman

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Der Sechs-Uhr-Zehn wurde elektrisch gefahren, und seitdem das so war, hatte auch der Alltag Friedrich Dürecks sein graues Gesicht ein wenig verändert. Um Viertel vor sechs Uhr erst stieg er in dem matt erleuchteten Schuppen in die Kanzel der modernen elektrischen Lokomotive, ließ den Strombügel hochfedern und setzte die Motoren in Gang. Nach fünf Minuten war es im Führerstand warm, nach zehn Minuten ließ er die Maschine langsam und gravitatisch über die Weichenbahnen nach vorn gleiten, hielt mit einem kurzen Pfiff in Höhe der Möbelfabrik an und setzte die Lok dann, rückwärts stoßend, vor die Garnitur, bis sie mit einem sanften, nachfedernden Schlag zum Stehen kam. Dann sah er durch das herabgelassene Fenster nach hinten, wo die Leute einstiegen. Er kannte sie fast alle, die täglich mit ihm reisten, die Arbeiter, die Monteure, die Meister und Bauführer, die jungen Dinger, die zum Tippen, und die älteren Frauen, die zum Putzen fuhren. Auch Angestellte waren dabei und sogar ein Prokurist, der die erste Klasse benützte. Hennigmann, der Zugführer, und Krause oder Binder als Schaffner begrüßte er mit einem kurzen Tipp des Zeigefingers an die Mütze. Hennigmann kam schlendernd nach vorn.

»Na, Fritz«, er sah nach oben. »Wie schaut's so?«

Dürecke hob die Schultern.

»Ausschlafen möchte man mal. An einem anderen Tag als am Sonntag«, sagte er. Hennigmann nickte. Das wollte er auch schon lange. Und mit diesem Wunsch waren beide nicht allein. »Na ja, denn«, sagte Hennigmann. »'n schönen Tag auch, Fritz.«

»Wird schon«, sagte Dürecke. »Es ist jeden Tag das gleiche. Was soll groß sein?«

Es war wirklich wie jeden Tag in diesen fünf Jahren, und als Dürecke jetzt weiter hinten Meyer mit der roten Mütze über die Gleise stapfen sah und Binder pfiff, drehte sich Dürecke zurück in die Kanzel, um den Fahrstrom einzuschalten. Noch ein kurzer Blick nach draußen. Der Zeiger der Uhr sprang auf sechs Uhr zehn. Meyer hatte die Kelle gehoben. Dürecke schloß das Fenster und schob die Hebel nach vorn. Die wuchtigen Magnettöpfe saugten die Räder in zitternd drehende Bewegung, und von jetzt an brauchte Dürecke nichts mehr zu machen als nach vorn zu schauen und in regelmäßigen Abständen die Sicherheitsfahr-

schaltung zu betätigen, bis er hinter dem Tunnel den Zug in der nächsten Station zum Halten zu bringen hatte.

In der Feuchtigkeit des Morgens, vor den Scheinwerfern glitzernd, zeichnete sich die Fahrstraße durch das Gewirr der Schienen und Weichen in die Ausfahrt. Wieder die Möbelfabrik, die Straßenbrücke, die sanfte Kurve zum Fluß hinüber und dann schon das grüne Licht vom Block eins. Vierzig nach der donnernden Brücke über den Fluß, fünfzig, und dann die lange Gerade mit siebzig und achtzig. Rhythmisch schlugen die Schienestöcke an die Räder. Die matte Instrumentenbeleuchtung war wohlthuend und beruhigend. Wenn er nachher dieselbe Strecke zurückfuhr, war es schon hell. Sanft überhöht zog die Lokomotive den Zug in langer Biegung quer über das Tal, in dem etwas Nebel lagerte. Gespannt blickte Friedrich Dürecke nach vorn, wo sich in ein paar Sekunden das schwarze, von altmodischem Mauerwerk umgebene Maul des Tunnels öffnen mußte, in dessen Röhre die Strecke achthundert Meter lang den Höhenrücken durchstieß. Jetzt sah er es vor sich, jetzt war es da, ein kurzer Pfiff, vom dröhnenden Mauerwerk schon halb verschluckt. Rhythmisch ratternd und dröhnend füllte das Fahrgeräusch alles um ihn her aus. Schwach zerrten die Scheinwerfer eine kurze Strecke der feuchtglänzenden Quader der Tunnelwandung, die beiden Fäden der Gleise und dahinter die Dunkelheit an sich heran. Friedrich Dürecke war dieses Bild seit fünf Jahren gewohnt.

Aber jetzt, in diesem Bruchteil einer Sekunde, schien es ihm um eine Nuance anders als sonst. Der eine schimmernde Strich der Gleise schien ihm für eine winzige Strecke verbogen oder verdeckt. Es war wie ein Schatten, ein Sack oder sonst etwas Unbestimmtes, das auf der blinkenden Schiene mit einer Geschwindigkeit von achtzig Kilometern die Stunde auf ihn zugetragen wurde.

Und dann, viel zu spät zum Bremsen, erkannte Dürecke, daß dort jemand lag. Mit der Schnelligkeit einer fotografischen Belichtung sah er im matten Licht der Scheinwerfer eine sonderbar hochgebäumte Hand, die unter dem Rand seines Frontfensters verschwand. Dürecke war wie gelähmt. Aber es war genau die Sekunde, in der er den hartnäckig hupenden Sifa-Knopf hätte drücken müssen, und die automatische Bremse nahm ihm den

Entschluß ab. Als halte ein Riese von vorne die Hand gegen die Lok, verminderte sich die Fahrt kreischend, stoßend und nach heißem Metall riechend. Dürecke wurde nach vorn geschleudert, klammerte sich fest und wartete, bis nach Jahrzehnten, wie es ihm schien, der Zug mit einem letzten harten Ruck zum Stehen kam. Er riß die Tür auf, sprang hinaus, stoperte und rannte am Zug entlang nach hinten. Auch in den Waggons öffneten sich Fenster und Türen. Binder hatte seine Vorschriften im Kopf. »Ein Haltsignal«, rief er, »nur ein Haltsignal. Kein Grund zur Aufregung.« Die Fenster schlossen sich, und die Leute machten sich daran, ihre Zeitungen zu Ende zu lesen.

»Es ist einer auf der Strecke gelegen«, keuchte Dürecke Hennigmann zu, der ihm mit der Karbidlampe entgegenkam. »Ich habe es genau gesehen. In dem Moment ging die Automatische los. Komm mit, es kann nicht weit sein.«

Das Licht der Karbidlampe war noch schwächer als das der Lok. Das Bündel lag etwa sechzig Meter hinter dem letzten Waggon des Zuges, dessen rote Rückleuchten sicher und vertrauenerweckend strahlten. Die drei Männer sahen etwas, von dem sie sich seit ihres Eisenbahnerlebens gewünscht hatten, es niemals sehen zu müssen.

»Herrgott im Himmel«, sagte Hennigmann, und Binder schlug ein Kreuz.

»Ich habe ihn nicht totgefahren«, sagte Dürecke mit fliegender Stimme. »Das kann ich beschwören. Er war schon tot, wie er da lag. Das weiß ich genau.«

Schotter knirschte unter ihren Stiefeln.

»Was das wohl für einer ist?« sagte Binder und wußte nicht, daß es einer war, den die gesamte Polizei des Landes seit gestern fieberhaft suchte, und daß die Geschichte vor einem Dreivierteljahr damit angefangen hatte, daß in Hamburg ein Mann vom Hauptbahnhof in Richtung der Markthallen ging.

Für die drei Männer war das im Augenblick auch gar nicht so wichtig. Für sie war es wichtiger, Hilfe heranzuholen und einen Vorgesetzten. Die Nische mit dem Streckentelefon war nicht weit entfernt. Hennigmann nahm den klobigen Hörer aus dem Blechkasten. Er wußte, daß er keine Verbindung bekommen würde, kaum daß er ihn am Ohr hatte. Hennigmann leuchtete mit der Karbidlampe. Und er brauchte nicht lange zu suchen. Das

Kabel der Streckenleitung war dicht bei seinem Austritt aus dem grauen Metallkasten durchschnitten.

Der Mann kam vom Bahnhof, und er ging zu Fuß. Er hatte kein weiteres Gepäck als einen kleinen Koffer, der in seiner rechten Hand baumelte, trug einen schäbigen Mantel mit hochgestelltem Kragen und einen schäbigen Hut mit heruntergebogener Krempe. Da es regnete, fiel das nicht weiter auf. Der Mann fiel überhaupt nicht weiter auf, und darauf kam es ihm an. Er hatte aus diesem Grund kein Taxi genommen, ja nicht einmal eine Straßenbahn bestiegen, und es war ihm recht, daß es die Stunde zwischen sechs und sieben war, zu der Hunderttausende andere ebenfalls mit hochgeschlagenen Kragen und heruntergebogenen Hutkrempen durch den penetranten Nieselregen nach Hause eilten.

Wahrscheinlich war er allerdings der einzige von ihnen, der vor etwa sechsendreißig Stunden auf dem in der ersten Frühjahrs-hitze kochenden Bahnsteig des Hauptbahnhofs von Athen in den direkten Urlauberzug gestiegen war, der achthundert braunhäutige, dunkelhaarige und temperamentvolle Männer wie ihn zurück nach Deutschland an ihre Arbeitsplätze brachte. Auch unter ihnen war er nicht weiter aufgefallen. Der einzige Unterschied zwischen ihnen und ihm bestand nur darin, daß er neben der Fahrkarte in seiner Brieftasche noch eine zweite Fahrkarte bei sich trug, die für die gleiche Fahrt und den gleichen Zug galt, nur genau sieben Tage später, am Donnerstag der kommenden Woche. Aber das wußte außer ihm selber niemand.

Der Mann sah sich nicht einmal um. Er brauchte sich auch gar nicht umzusehen, denn es gab für niemanden in dieser Stadt eine Veranlassung, auf ihn zu achten. Zielbewußt und mit stetigen Schritten bog er um Ecken und überquerte Straßen, folgte Häuserwänden. Schließlich, in einer der schachtartigen Gassen, wo es schon zu den Markthallen hinunterging, bog er in die Torfahrt eines unauffälligen Hauses zwischen einer Briefmarkenhandlung und einer winzigen Schifffahrtsagentur ein, durchschritt einen Hof, eine zweite Durchfahrt und noch einen Hof und tauchte in ein Treppenhaus, dessen Stufen knarrten, als er nach oben stieg.

Der Mann war in dieser Gegend und in diesem Haus noch nie-

mals in seinem Leben gewesen. Aber Zlamitzer hatte ihm alles in seinem Brief mit solcher Gewissenhaftigkeit geschildert und aufgezeichnet, daß es ihm möglich gewesen war, sich jede Einzelheit einzuprägen und sich jetzt so zu bewegen, als sei er hier zu Hause, ohne zu fragen, ohne zu zögern, mit der Selbstverständlichkeit eines Menschen, dem die Einzelheiten seiner täglichen Umgebung in Fleisch und Blut übergegangen sind.

Den Brief hatte er vernichtet, aber seinen Inhalt hatte er im Kopf. Die Tür war im fünften Stock. Sie hatte einen stumpf gewordenen Messingknauf in der Mitte. Rechts war das Fenster, wo es auf das flache Blechdach ging, und richtig, direkt zur Linken die eisenbeschlagene Tür, die zum Boden führte. Wieder lachte der Mann lautlos vor sich hin, denn er hatte sich die Tür genauso vorgestellt, wie sie wirklich aussah. Sein Blick schweifte nach oben. Da war die ausgebrochene Ecke Mauerwerk über dem rechten Teil des Eisenrahmens, wo sich der Schlüssel befinden sollte und in die man provisorisch ein Stück Ziegel gesteckt hatte. Der Mann stellte den Koffer zu Boden, griff nach oben und zog es heraus. Seine Finger tasteten in die Höhlung. Sie spürten Zement, Mörtelbrocken, Staub. Aber sie spürten kein Metall. Er tastete noch mal und wieder. Schließlich zerdrückte er einen Fluch zwischen Zunge und Gaumen. Aber das, was er hatte sagen wollen, schluckte er hinunter, als er plötzlich nur im Augenwinkel bemerkte, daß zwischen dem Rahmen und dem Flügel der Tür mit dem matten Messingknauf ein schmaler dunkler Spalt klaffte. Einige Zehntelsekunden blieb er regungslos stehen und hörte die Geräusche weiter unten im Haus. Dazwischen pulste der Schlag seines eigenen Herzens. Mechanisch schob er den Ziegel wieder an seine Stelle, ließ die Hand sinken und drehte fast unmerklich den Kopf.

»Komm schon rein«, hörte er ihre Stimme. »Hat dich jemand gesehen?«

Er hob den Koffer hoch und trat durch die Tür.

»Niemand«, sagte er. »Dich hoffentlich auch nicht.«

Sie drückte die Tür hinter ihm zu und drehte den Riegel.

»Nein«, sagte die Frau. »Und wenschon? Ich habe ja hier gemietet. Also hat alles geklappt? Den Brief hast du bekommen? Mach kein Licht«, fügte sie rasch hinzu, als er nach dem Schalter tastete, »man kann hereinsehen.«

Er zog den Mantel aus, warf ihn über ein Möbelstück und legte den Hut darauf.

»Ich habe Hunger«, sagte er und versuchte sie in der Dunkelheit zu erkennen.

»Du kannst essen. Es gibt sogar einen Kühlschrank hier. Setz dich doch.«

Er hörte, wie sie den Kühlschrank öffnete, und holte sein Feuerzeug und die Zigaretten aus der Tasche. In der aufleuchtenden Flamme sah er ein einfach möbliertes Zimmer mit einer Couch, ein paar Sesseln und einem flachen Tisch. In einer Ecke befanden sich Waschbecken und Kühlschrank.

Lenora Zlamitzer brachte Brot, Butter und eine Büchse Sardinen. Er setzte sich auf die Couch und beobachtete, nachdem sich seine Augen an das schwache Licht gewöhnt hatten, das von draußen hereinfiel, wie sie einen Teller auf den Tisch stellte und das Besteck daneben legte. Sie hatte an alles gedacht.

»Wann ist es soweit?« fragte er, während sie ihm Brot abschnitt.

»Morgen«, hörte er sie antworten. »Es verläuft alles planmäßig. Du wirst Rod nicht mehr sehen. Erst dort. Du weißt ja Bescheid.«

Aristide wußte Bescheid. Es war alles mit Rod seit Monaten abgesprochen. Der Plan war ausgearbeitet bis in die letzten Einzelheiten. Rod Zlamitzer und er kannten ihn auswendig wie eine Dienstanweisung. Nur der genaue Tag mußte noch in das Räderwerk eingesetzt werden, dann begann es zu laufen. Und dieser Tag war morgen.

»Hast du vorgesorgt?« fragte Lenora.

»Natürlich«, sagte Aristide, legte seine Zigarette in einen Aschenbecher, den sie ihm gebracht hatte, und versuchte die Lasche der Sardinendose in die Öse des Öffners zu schieben. »Ein Freund von mir liegt mit Verdacht auf Magengeschwüre für einige Tage im Krankenhaus in Nikosia. Das Krankenhaus wird später nur noch anhand der Krankenblätter eine Auskunft geben können.«

»Du lieber Gott«, sagte Lenora.

»Unter meinem Namen natürlich. Du kennst die Hospitäler in Nikosia und ihre Krankenblätter nicht«, sagte Aristide, »sonst hättest du keine Bedenken.«

Er lachte und rollte den Deckel der Fischdose zurück. Sie wunderte sich, wie schon so oft, über sein fehlerfreies Deutsch. Dieses Talent machte alles wesentlich leichter.

»Und Rod?« fragte Aristide.

»Wir sind über das Wochenende bei mir zu Hause in Dänemark«, sagte Lenora. »Rod würde von der Fährdampferkarte bis zur Hotelrechnung lückenlos alles vorlegen können.«

»Ist es nicht komisch, wenn wir alle diesen Tag über im Ausland sind?«

»Es gibt kein besseres Alibi als eines im Ausland«, sagte Lenora. »Und außerdem wird es so weit gar nicht kommen.« Aristide konnte sie jetzt deutlicher sehen. Vor allem ihr helles Haar, das manchmal mattschimmernd im Dunkeln aufleuchtete, wenn sie den Kopf bewegte. Aristide hielt das angebissene Sardinienbrot eine kleine Weile in der halberhobenen Hand und starrte auf dieses Haar.

»Was würde Rod eigentlich sagen, wenn er wüßte, daß du jetzt hier bist?« sagte er dann.

»Er weiß es«, sagte Lenora. »Er hat mich hergeschickt. Rod ist doch kein Kind.«

Aristide schob den Rest des Brotes in den Mund und rieb die Hände aneinander sauber. Dann stand er auf.

»Ich auch nicht«, sagte er und ging hinüber zum Fenster.

Nach unten verlor sich hinter dem schmalen Blechdach der Hof in eine konturlose Dunkelheit. Die anderen Fenster waren nicht erleuchtet, denn sie gehörten zu Kontoren, Lagerräumen und Büros. Weiter oben zeichneten bizarre Firste und Schornsteine eine aufregende Kulisse vor den wolkigen Himmel, den der Dunst der Großstadt rötlich von unten her überhauchte. Es hatte etwas von einer faszinierenden Hölle. »Was überlegst du?« hörte er Lenora fragen und spürte, daß sie ihn ansah.

»Ich überlege, wie gefährlich es ist, so etwas mit einer Frau zu machen«, sagte er. Lenora schwieg ein paar Sekunden und stand dann auf.

»Und besonders mit so einer wie mir, nicht wahr?«

»Mit jeder«, sagte Aristide. »Ich wollte, wir hätten es ohne Frauen gemacht.«

»Hör mal zu«, sagte Lenora und stellte sich schräg hinter Aristide an das Fenster, »ich bin auch kein Kind.«

Aristide lachte. Aber sein Lachen klang so nachsichtig, als läche er wirklich über ein Kind.

»Alle Frauen sind Kinder«, sagte er. »Für euch ist die Liebe das Wichtigste. Aber das stimmt nicht. Das Leben ist hart.«

»Eben«, murmelte Lenora. »Deswegen bin ich hier. Wir haben eine ganze Nacht Zeit, Aristide. Ich muß mit dir über etwas Wichtiges sprechen.«

In einem anderen Teil der Stadt, einem hübschen Vorort mit Villen, Gärten und Parks, schob zur gleichen Zeit eine andere Frau das Kipptor der Garage nach unten, zog den Schlüssel aus dem Schloß, drückte noch einmal prüfend den Griff und ging auf den teuren Natursteinplatten hinüber zur Haustür. Wenn man abends zurückkam, das Haus sah, den gepflegten Garten und das feste zuverlässige Holz der schweren Tür, schien eigentlich alles in Ordnung zu sein. Sie lebten gut. Aber diese Existenz hatten sie hart erarbeiten müssen. Der Sicherheitsschlüssel schob sich ins Schloß. Alles war einbruchsicher, doppelt und dreifach mit raffinierten Tricks abgeschirmt. Das war Eberhards Spezialgebiet und gleichzeitig ein Hobby. Schon wenn jemand versuchen würde, das Garagentor unbefugt zu öffnen, würden strahlend helle Scheinwerfer ihn beleuchten und jeden weiteren Versuch, einen Wagen zu stehlen, unmöglich machen.

Einen der beiden Wagen . . . Doris Morissey seufzte, als sie daran dachte. Der andere Wagen stand ohnehin nur selten in der Garage. Auch jetzt stand er nicht dort. Sie hatte es festgestellt und die Tatsache dann weggeschoben, wie sie es seit fast einem Jahr jeden Abend tat. Jeden Abend tat sie dann, wenn sie das Haus betreten und in der Diele Licht gemacht hatte, noch etwas anderes. Sie blieb nämlich vor dem Spiegel stehen und sah hinein. Sie sah darin eine hübsche, nicht mehr ganz junge Frau, mit guter sportlicher Figur und einem leichten Anhauch von sehnsüchtiger Mütterlichkeit, der vielleicht gerade daher kam, daß sie keine Kinder hatte. Sie sah aber auch den entschlossenen Zug einer Frau, die daran gewöhnt war, sachlich zu arbeiten und dabei gut zu verdienen. Außer in der Diele war es im ganzen Haus dunkel und still. Was mag es nur sein, das zwischen uns steht, dachte Doris und zog den Mantel aus. Sie bewunderte sich nicht

gerne selber. Aber daß sie nicht mehr attraktiv genug für Eberhard war, das konnte es nicht sein. Sie hatte bisher nicht den Mut gehabt, durch ein Detektivbüro feststellen zu lassen, wo Eberhard an den Abenden und in den Nächten war, in denen das Telefon in seinem Büro nicht abgenommen wurde. Es wäre ihr entwürdigend vorgekommen. Sie ahnte, daß es mit einer Frau zu tun hatte oder auch mit mehreren, aber es zu wissen, dazu fehlte ihr der Mut. Erst in der letzten Zeit hatte sich in ihrem Bewußtsein die Erkenntnis durchgesetzt, daß es so nicht bleiben könnte. Und jeden Tag rückte der Augenblick näher, da sie spürte, daß sie würde handeln müssen.

Davon wußte Eberhard Morissey nichts, und er dachte auch nicht daran, als er jetzt in der Rothenbaumchaussee in der Nähe der Hallerstraße den Wagen verschloß, den Doris in der Garage vermißt hatte. Es war nicht leicht, um diese Zeit in dieser Gegend einen Platz für einen Wagen zu finden. Er stand auch nicht unmittelbar vor dem Haus, zu dem er wollte. Aber das hatte den Vorteil, daß er deutlich die erleuchteten Fenster sehen konnte. Aufatmend steckte er die Wagenschlüssel zu sich und wartete am Fahrdamm. Eine nicht endenwollende Kette von Autos schob sich an ihm vorbei und daneben eine zweite in entgegengesetzter Richtung. Dazwischen steckten Omnibusse wie stumpfe Dinosaurier, und Straßenbahnen klingelten hektisch.

Ein feiner Nieselregen sprühte. Eberhard war froh, als er den Hausflur betrat. Der Aufzug summte und bot Geborgenheit. Die anonyme Geborgenheit eines Hauses, in dem fünfzig und mehr Parteien wohnten und in dem jemand, der wissen wollte, wohin er sich begab, schon mit ihm im Aufzug fahren und ihm unmittelbar folgen mußte. Aber das war bisher noch niemals vorgekommen. Mit einem federnden Ruck hielt die Kabine an. Eberhard betrat den Treppenflur und schritt an den abweisenden, dunkelbraunen Türen entlang. Er brauchte nicht zu läuten, denn in dem Augenblick, da er vor derjenigen stand, zu der er wollte, wurde sie geöffnet.

Bayar war im Morgenrock, den sie sich eng um die Schultern zog.

»Du bist schon wieder so spät dran«, sagte sie und ließ Eberhard in die Wohnung treten. »Wir haben so wenig Zeit.«

»Ich habe lange zu tun gehabt«, sagte Eberhard. »Mußt du

schon wieder weg? Aber für eine Tasse Tee wird es doch reichen?»

Sie sah, daß er den Mantel ausziehen wollte.

»Er ist fertig«, sagte sie. »Schon seit halb sechs. Hast du den Schmuck vergessen?«

Eberhard griff sich mit der flachen Hand an die Stirn.

»Nein«, sagte er und schlüpfte wieder in den Mantelärmel, aus dem er schon herausgefahren war. »Ich habe ihn im Wagen. Ich hole ihn rauf.«

»Im Wagen . . .« Bayar lachte. »Ein kleines Vermögen vergißt du im Wagen.«

»Es wird schon nicht gerade jetzt jemand darauf kommen, daß gerade in diesem Wagen wertvoller Schmuck liegt.«

Eberhard war gereizt. Er brachte ihr den Schmuck gerne. Aber manchmal, wenn er ihn ihr brachte, kam er sich vor wie ein Briefträger. Dann schien es ihm, als liege ihr an ihrem kostbaren Schmuck mehr als an seiner Anwesenheit. Bayar spürte diese Aufwallung sicher und sofort.

»Nicht böse sein, Eberhard . . .«, ihre Wange an seiner war fest und weich, ». . . er ist so ziemlich das einzige, was ich habe.«

Eberhard nahm sich zusammen.

»Es war dumm von mir, Bayar, entschuldige. Ich bin gleich wieder hier. Mach schon den Tee zurecht.« Er ging hinaus in den Flur. Dort drehte er sich noch einmal um. »»Und ein paar Brötchen mit Gervais.«

Wieder summte der Aufzug, kühl, unpersönlich und sachlich. Als er aus dem Haus trat, sah er die Straße nach rechts und links hinunter. Der Verkehr hatte nachgelassen, aber der Regen war stärker geworden. Bis zu dem Wagen hatte er immerhin eine oder zwei Minuten zu gehen.

Er hatte schon manchmal über das Sonderbare ihrer Situation nachgedacht. Bayar besaß einen Schmuck, der den durchschnittlichen Wert auch eines nennenswerten Familienschmuckes bei weitem überstieg. Das Appartement, in dem sie wohnte, war hübsch, aber nicht luxuriös. Die Möbel gehörten dazu und waren nicht ihr Eigentum. Das hatte sie ihm in ihrer manchmal etwas entwaffnend anmutenden Offenheit gesagt. Wagen besaß sie keinen. Aber sie zog regelmäßig ein Taxi der Untergrund- oder der S-Bahn vor. Sie hatte ihm eine Geschichte erzählt, nach